



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Rokokostudien : 2. Die Musche

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

licher Beleuchtung und Umrahmung hinstellt, so wendet sich die Muse mit Abscheu von diesem Mißbrauch der Kunst ab.

Das Publikum aber war ganz entzückt von dieser Leistung, Lorbeerkränze wurden dem Dichter zugeworfen, und die Zeitungen preisen sein Talent.

Nachschrift. Inzwischen hat sich doch auch die Kritik eingestellt, zu der Bossens ungeschickt zum Ausdruck gebrachtes Selbstgefühl allerdings herausgefordert hat. Ein witziger Rezensent hat das Stück kurz und treffend: „Die dramatisirte Hacke“ genannt.



Rokofostudien

2. Die Muse



Ich weiß euch mit euern Malereien Bescheid, recht gut. Gott hat euch ein Gesicht gegeben, und ihr macht euch ein andres.“ So konnte ein Hamlet redivivus des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts auch den Frauen zurufen. Wie fein dänischer Vorgänger, hätte er allen Anlaß gehabt, toll zu werden. Denn die Kunst, das natürliche Gesicht hinter einer gleißnerischen Hülle kosmetischer Mittel verschwinden zu lassen, ist wohl nie wieder zu gleicher Vollkommenheit gebracht worden wie von den Schönen dieser Zeit.

Nous la voyons tous les jours,
Mais jamais nous l'avons vue,

spottete ein französischer Witzling über eine schminkfüchtige Dame. Es galt für weite Kreise.

Unter den Mächten, die dazu berufen waren, den Schimmer der Jugend und Schönheit den flüchtigen Jahren zum Trotz auf Stirn und Wangen zu zaubern, erfreuten sich ihrer kräftigen Wirkung willen Schminke und Puder besonderer Gunst. Ihr eigentümlicher Hauch umschwebt die Gestalten jener Epoche, wie sie uns in den Schöpfungen der Porträtkunst, besonders der Pastellmalerei des Rokoko noch jetzt anschaulich entgegentreten.

Aber die blendenden Erfolge dieser Mittel, auf deren bescheidenere Anwendung auch die heutige Kosmetik nicht völlig verzichten kann, genügten nicht dem Bedürfnisse der Frauen nach möglichster Hervorhebung einer gefälligen Außenseite; sie wurden gesteigert durch ein Zierstück, das, einst hochgepriesen, in dem heutigen Betrachter zunächst nur die Gefühle der Befremdung und des Widerwillens wachruft. Es ist dies das Schminkepflästerchen, Schönpflästerchen

oder die Musche (*mouche*). In Bild und Wort ist das Andenken an die lange Herrschaft dieses Schönheitsmittels festgehalten worden; ziemlich durch anderthalb Jahrhunderte — ungefähr 1640 bis 1780 — läßt sich seine Bahn in ihrem Aufsteigen, ihrem Höhepunkt und ihrem Niedergang verfolgen.

Die Zähigkeit, mit der man trotz der mannichfachen Anfechtungen an diesem für unser jetziges Empfinden so widerwärtigen Brauche festhielt, spricht dafür, daß sich hier nicht ein flüchtiger Einfall der launischen Modegöttin die Herrschaft eroberte, sondern daß ein tieferer Zug der Zeit mit einer Art von Naturnotwendigkeit mehrere Geschlechterfolgen auf das Schminkepflästerchen hinwies. Die Sucht der Verkleidung, der Übertünchung und Verwischung aller scharfsantigen individuellen Züge mußte im Zeitalter des höfischen Absolutismus, das die Wertschätzung des eignen Selbst, das Kraftgefühl freier Persönlichkeit nicht aufkommen ließ, reiche Nahrung finden. In diesem Grunde wurzelt eine Reihe von Erscheinungen der Mode, gegen die alle Mahnungen besorgter selbständiger Geister wie die Stimme des Predigers in der Wüste wirkungslos verhallten.

Als besonders bezeichnend für diese Zeit darf gerade durch ihre lange Dauer im steten Wechsel die kleine Musche gelten. Für Deutschland ist sie, wenn man einen starken Ausdruck gebrauchen will, das Malzeichen an der Stirn eines nach langen Leiden gedemütigten, fremder Sitte und Unsitte unterthan gewordenen Geschlechtes. Sie hielt ihren Einzug in den Zeiten tiefsten Niederganges deutscher Gesittung nach den Greueln des dreißigjährigen Krieges, sie feierte ihre höchsten Triumphe in der Toilettenkunst des Rokoko, sie verschwand, nachdem seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts die sittliche und staatliche Kraft des deutschen Volkstums zu neuem Leben erwacht war, als sich das Gefühl edler, freier Menschheit — in dem umfassenden Sinne, den das achtzehnte Jahrhundert diesem Worte beilegte — in den Seelen regte. Von diesem Gesichtspunkte aus darf wohl ein Rückblick auf die Geschichte dieses kleinen Zierats weiblicher Eitelkeit des Versuches nicht ganz unwert erscheinen.

Das Licht der Welt erblickte die Musche an den Ufern der Seine, und schon dadurch erwarb sie sich einen Anspruch auf die Herrschaft über die Frauenwelt des Abendlandes. Im vierten Jahrzehnt des siebzehnten Jahrhunderts verfiel eine erfinderische Schöne, die mit der Vorsehung um ihres Teints willen haderte, auf den Gedanken, die Mängel ihrer Gesichtsbildung mit schwarzen zierlichen Pflästerchen zu bekleben. Da zahlreiche Mitschwestern in gleicher Weise bei Austeilung der äußern Reize sich verkürzt glaubten oder durch tückische Krankheit um ihre ursprüngliche Schönheit gebracht waren, so fand dieser Vorgang eifrige Nachfolge. Man mag dabei bedenken, daß die Blattern in manches liebele Antlitz damals noch häufiger ihre traurigen Spuren eingruben als jetzt. Der Trost, den ein Dichter des achtzehnten Jahrhunderts in einem „Lob der Blattern“ den so Gezeichneten zuruft:

Erkenn es, artiges Geschlecht!
 Du siehst, wenn deiner Wangen Pracht
 Aus mehr als hundert Grübchen lacht,
 Getreue Freunde statt der Knechte,

dürfte doch in den Herzen der wenigsten nachhaltig gehaftet haben. Man konnte sich bei der oberflächlichen Männerwelt, deren Urteil nur durch äußere Eindrücke bestochen wurde, auf eine Würdigung der inneren Vorzüge wenig Rechnung machen. Deshalb verließ man sich lieber auf die ausgleichende Gerechtigkeit von Schminke, Puder und Musche. Die Gewalt dieser Erwägungen war so heftig, daß der gegen die neue Mode gleich bei ihrem ersten Auftreten unternommene Kampf von vornherein aussichtslos war. Ihn führte zuerst ein Geistlicher, Suvernay. Vergeblich suchte er in seinem Discours contre les femmes débraillées de ce temps die neue Sitte als ekelerregend zu brandmarken. Er predigte tauben Ohren, als er ausführte „daß diese so bepflasterten Damen die Herzen aller, die sie erblickten, vielmehr von sich abstießen als reizten und Geschmac einflößten, da ein solches Pflaster als darunter verborgen Geschwür, Pocke, Warze oder andre Hautschäden (quelque ronge, pustule, clou ou autre farcin) voraussetzen lasse.“*) Die angefeindete Mode brach sich Bahn und zwang auch allmählich die zur Nachfolge, die sich über eine Vernachlässigung durch die gütige Mutter Natur nicht beklagen konnten. Sie dachten wie Doid, der den Tadlern seiner Gedichte entgegnete, ein anmutiges Gesicht könne durch ein kleines Mal nur gewinnen. Ihnen diente das schwarze Pflasterchen nach dem Gesetz des Kontrastes zur wirkungsvolleren Hervorhebung ihres Teints. Beiden Verwendungen der Musche hat in den Tagen ihres höchsten Glanzes der Sänger des „Renommisten“ den knappsten dichterischen Ausdruck geliehen:

Rein Blätterchen fuhr auf, die Musche muß' es decken,
 Und wo auch gar keins war, lag doch ein schwarzer Flecken.

Nachdem der Sieg des neuen Schönheitsmittels in Paris entschieden war, drang es natürlich bald über die Grenzen seines Geburtslandes. Überall wurde es freudig willkommen geheißen; schnell wuchs die Schar seiner Verehrerinnen. Auch jenseits des Kanals fand es freundliche Aufnahme. Nur bewahrte sich das stolze Albion das Recht einheimischer Bezeichnung: patch. In Deutschland wurde, wie üblich, mit der Sache auch der Name heimisch; erst in der Schreibweise mouche (musca, die Fliege), dann suchte man dem Dinge eine deutsches Mäntelchen umzuhängen und schrieb getrost Musche. Auch die Roseform Mäuschen wird von zärtlichen Anhängerinnen gebildet.

Von der Seine fand die Musche ihren Weg nach den Ufern der Pleiße in das nicht erst von Goethe so genannte Klein-Paris. Hier war der Boden

*) Angeführt bei Weiß, Kostümkunde S. 998.

für rasche Einwurzelung und weitres Gedeihen günstig. In der wegen ihres „artigen Frauenzimmers“ im siebzehnten Jahrhundert weithin berühmten Stadt brachte man allen Toilettenfragen die regste Teilnahme entgegen, begeisterte man sich rasch für die neuesten und zierlichsten Schöpfungen des französischen Geistes. Nur machte man sich das Fremde nicht in blinder Nachahmung zu eigen, sondern verstand es, ihm durch kleine eigene Zuthaten und Umbildungen ein eigentümliches Gepräge zu geben. Die so geschaffene Leipziger Mode „französisch halb, halb deutsch“ wurde wieder das bewunderte Vorbild weiter Kreise, eine „Pythia der Provinzialen.“ Besondere Sorgfalt wendete man der Pflege des Gesichtes zu.

Die Schöne malte sich mit Rosen ihre Wangen,
Und Lilien blühten auf, die in der Nacht vergangen.
Im ganzen Leipzig war kein einzig Mädchen alt,
So sehr verbesserte die Schminke die Gestalt.

So schildert Zachariäs Spott die Morgenarbeit der Leipziger Schönen. Sie hatten Grund, zu diesen malerischen Künsten ihre Zuflucht zu nehmen. Manche waren bemüht, mit ihrer Hilfe die für den Teint gefährlichen Wirkungen des grade von den Frauen Leipzigs mit Leidenschaft gepflegten Kaffeegenusses zu verbergen. Von ihm bemerkt ein Beobachter aus dem Jahre 1743, er mache eine gelbe Haut, „wie solches das Leipziger Frauenzimmer gar deutlich beweiset.“

Diese modischen Neigungen der Frauen trafen leider oft feindlich zusammen mit den Ansichten der Obrigkeit. Die Väter der Stadt, der schweren Verantwortlichkeit für die wirtschaftliche Wohlfahrt und das Seelenheil ihrer Schutzbefohlenen sich wohl bewußt, suchten mit einer rührenden Ausdauer der Zunahme des Luxus zu steuern und den Strom der fremden Moden rechtzeitig einzudämmen. Die gehäuften Kleidverordnungen des siebzehnten Jahrhunderts (1634, 1640, 1652, 1661, 1664, 1673, 1680) legen — wie anderwärts — ein ebenso beredtes Zeugnis ab für den löblichen Eifer des Magistrats und für die Erfolglosigkeit seiner Bemühungen. Mußte doch der Rat in dem Mandatum de Anno 1664 bekennen, er habe „fast wehmütig und mit Schmerzen“ gesehen, wie wenig die von ihm erlassenen Verordnungen beachtet würden. Ähnliche Klagen wiederholen sich. Nicht belehrt durch solche trübe Erfahrungen unternahm die Obrigkeit den Kampf gegen die Hydra von neuem und richtete auch auf den jüngsten Eindringling, die Musche, ihr Augenmerk. Stolz verkündete die Kleiderordnung von 1680: „Alle unzüchtige, freche und zu allerhand Ueppigkeit, großen Aergerniß, Verschwendung und vielen Kosten Anlaß gebende neue Moden und darunter zugleich mit die Entblößung der Brüste, worüber Gott- und Ehrliebende Menschen einen Abscheu haben, schwarze Pflästergen, welche zum Uebermuth in die Gesichter bißher geklebt worden . . . wollen wir verbothen haben.“ Man sieht hieraus, daß sich in der Zeit von 1673 bis

1680 das Schminkepflästerchen in der Gunst der Leipzigerinnen eingebürgert hatte, und zwar fest genug, um allen Anfechtungen Trotz bieten zu können. Die Geschichte schweigt davon, ob wirklich einige das Martyrium für die neue Mode erduldeten. In dem Mute des Bekenntnisses darf man gewiß nicht zweifeln. Der Eifer des Rates erlahmte bald, das Mandatum verfiel schnöder Vergessenheit und wurde schätzbares Material für die Neugierde späterer Geschlechter; die angefeindete Musche aber verklärte als Siegerin im Kampf Stirn und Wangen zahlreicher Verehrerinnen. Die Kunst ihrer Verwendung wurde zur Vollkommenheit gesteigert. Die Tage ihres höchsten Ruhmes waren gekommen; selbst die Weihe der Musen fehlte ihr nicht.

Die galante Dichtung der Zeit fand in der neuen Zier einen Stoff, der wie geschaffen war für geistreiche Einfälle und witzige Spielereien, wie sie der Zeitgeschmack damals verlangte. Mit großem Fleiße behaute dieses Feld der Leipziger Professor und Vorsteher der Deutschen Gesellschaft Johann Burgard Mencke (1675—1732), der unter dem Namen Philander von der Linde eine Reihe eigner und fremder Gedichte herausgab. Er hat der Musche besondere Aufmerksamkeit gewidmet und gesinnungslos bald für, bald gegen sie gedichtet. Er durfte gewiß auf den Beifall seiner artigen Mitbürgerinnen rechnen, als er die Pflästerchen ihres Gesichtes mit — den Sonnenflecken verglich. Er selbst scheint nicht wenig stolz auf diesen Gedanken gewesen zu sein, denn er hat ihn in mehrfacher Fassung zum Ausdruck gebracht. Die kürzeste möge hier als Probe dieser „Verliebten Gedichte,“ wie sie der Verfasser nennt, ein Plätzchen finden.

Wie kommt es, daß mein Licht,
Die Sylvia, so fleißig ist bemüht
Ihr angenehmes Angesicht
Mit schwarzen Mouchen zu bedecken?
Jedoch
Was wundre ich mich noch?
Wo Sonnen sind, da sind auch schwarze Flecken.

In der Kokokozeit gehört das „Mouchenschächtlein oder Capsul“ zur unentbehrlichen Ausrüstung des vielgefeierten Putztisches oder Nachttisches der Damen. Hier ist „der Thron, wo die Kunst triumphirt, der Altar, wo man den Grazien opfert, durch ihn bringt man die verfloßenen Zeiten zurück.“ Eine bunte Gesellschaft findet sich mit dem Mouchenschächtlein zusammen: der Aufsatzspiegel, die silberne Puderschachtel, Handleuchter, Nadelschächtlein, Augenbrauentamm, L'ombreteller, Marquenschachtel. „Bißweilen auch ein Gebeth-Buch oder ein sauberes Crucifix“ schließt die Aufzählung in dem Frauenzimmerlexikon des Amaranthes.

So sieht es auf dem Putztisch der schönen Belinda, der gefeierten Heldin von Pops „Lockenraub“ aus:

Here files of pins extend their shining rows
Puffs, powders, patches, Bibles, billet-doux.

Die Mahnung, die der Meister der Liebeskunst Dvid seinen römischen Schülerinnen mitgiebt, man solle den Liebhaber vor dem unerwarteten Anblick der auf dem Tische ausgebreiteten Schminckkästchen und damit zugleich vor merklicher Verkühlung und Ernüchterung bewahren, war auch hier am Platze.

An dem Putztische hatte die Schöne manche Stunde zu verbringen, um sich für die Siege in der Gesellschaft zu rüsten. Es war keine leichte Arbeit; die Wahl des für die Musche geeigneten Plätzchens erforderte langes Nachdenken und eifriges Probiren, einen Ernst, den keine Mühe bleichte.

Die Spiegel sind dabei ihr größtes Heiligtum,
Vor ihnen dreht sie sich wohl neunzigmal herum
Und mustert und rangirt (ich sage kein Gedichte)
Fast jeden Augenblick die Mouchen im Gesichte.

Wie hier der Satiriker Philander von der Linde mit kräftigem Pinsel, so malt in ähnlicher Weise in den vielgenannten, aber wenig gekannten „Discoursen der Mahlern“ ein ernsthafter Berichterstatter die Toilettenkünste einer Dame. „Ich hatte das Plaisir zu schauen, wie sie eine halbe Stunde über einer Musche verschwendete, bald kleibte sie dieselbe unter die Nase, bald versetzte sie selbige an das Kinne, endlich mußte sie ihren Platz am rechten Schläfe nehmen.“ Bei den englischen Damen gewann, wenn wir derselben Quelle folgen dürfen, die Musche sogar eine politische Bedeutung, der Parteigeist ergriff auch die Frauen, die Musche wurde das Erkennungszeichen der Gleichgesinnten, da „diejenigen, welche selbige auf der rechten Seite des Angesichts placiert hatten, sich für die Whigs und die, so sie auf der linken hatten, für die Torrys parteyeten.“

Diese sorgfältigen Rüstungen zu Kampf und Sieg durften in der Gesellschaft auch auf Anerkennung rechnen; der Beifall beschränkte sich nicht auf stumme Bewunderung, es galt nicht für unschicklich, offnes Lob zu spenden. Philander empfiehlt es, in Damengesellschaft die Musche zum Gegenstande des Gesprächs zu machen:

Parlirt ihr von Douceur, bringt ihr Exemples bei,
Daß die Antiquité den Mouchen günstig sei.

Hier konnte der beleseene Gesellschaftler klassische Gelehrsamkeit ausstrahlen und im leichten Plaudertone galante Weisheit aus Dvid und Martial vor aufmerksamen Zuhörerinnen zum besten geben. Aus dem Jahre 1743 stammt die Schilderung eines höflichen jungen Mannes, der durch reichlich gespendeten Weihrauch die Gunst der Angebeteten zu gewinnen trachtet: „Es ist keine Spitze, kein Schminckpflästerehen, kein Geschmeide an Lucinden, das er nicht zwanzigmal vortrefflich geheißt und für besser und artiger als den Schmuck anderer Frauenzimmer ausgegeben hätte.“

Aber durch die Huldigungen, die der Musche dargebracht wurden, darf man sich nicht zu dem Glauben verführen lassen, ihr Gebrauch sei so allgemein gewesen, daß eine Pflege schlichter und wahrer Empfindung unmöglich geworden wäre. Eine Reihe von Anzeichen spricht dafür, daß eine auf Einfachheit und Natürlichkeit gerichtete Unterströmung mächtig war; sie verstärkt sich mit der Zeit und gewinnt nach der Mitte des Jahrhunderts, gefördert durch das Zusammenwirken verschiedener Einflüsse, die Herrschaft. Den polternden Ergüssen von Sittenpredigern, wie Abraham St. Clara, der gegen „die Musch und Mucken im Gesicht“ wiederholt donnerte, wird man keine große Wirkung beimesen können. Wichtiger sind Zeugnisse aus den moralischen Wochen-
schriften des achtzehnten Jahrhunderts, die sich in den Kreisen der Frauen großen Einflusses erfreuten. Der „Hamburger Patriot“ (1724—1726) nimmt unter ihnen eine der wichtigsten Stellen ein. Hier werden einmal „Gesetze einer bloß für Frauenzimmer anzurichtenden Akademie“ aufgestellt. Die Teilnehmerinnen verpflichten sich zu verschiedenen Gelübden. So heißt es: „Zuwelen und kostbare Spitzen zu tragen, auch Schnupftabak und unnötigen Puder zu gebrauchen oder Schönflecken zu tragen, ist gänzlich verboten.“ Man sieht, wie eine Fronde weiblicher Gemüter den Kampf gegen die Modethorheiten aufnimmt und einen Umschwung vorbereitet.

Nachdrücklicher als der Spott der Satiriker, als die langatmigen Tiraden ereiferter Sittenprediger mögen auf die in falschem Schmucke prangenden Schönen Mahnungen gewirkt haben, wie sie aus einem Liedchen entgegenklingen, das in der Mitte des Jahrhunderts oft angestimmt wurde. Es findet sich in dem, wie zahlreiche Auflagen beweisen, gerade in Leipzig sehr beliebten Liederbuche von Sperontes „Die Singende Muse an der Pleiße.“ Der Dichter beschwört die Geliebte:

Nimm die Musche
Von der Gusche,
Schönstes Kind, verstell dich nicht.
Wenn es der Natur gebricht,
Wirft du durch dergleichen Sachen
Dich wohl schwerlich schöner machen.
Drum entlarve dein Gesicht!

Der derbe Ausdruck „Gusche,“ der uns jetzt die Stimmung stört, weil er eher eine Stallmagd als eine zierliche Rokokogöttin als Angebetete vermuten läßt, kann nicht in dem verächtlichen Sinne des heutigen Sprachgebrauches aufgefaßt worden sein. Er ist gewiß zu den zahlreichen Silesiazismen zu rechnen, die Philipp Spitta bei seinen Forschungen nach Namen und Heimat des Dichters (Johann Sigismund Scholze aus Lobendau in Schlesien, 1705 bis 1750) den Weg gewiesen haben. Die ganze Haltung des Liedchens trägt nichts an sich, was die gröbliche Bedeutung des Wortes rechtfertigen könnte. Der Dichter schließt mit dem herzlichen Wunsche:

Mach die Probe!
 Deinem Lobe
 Kannst du dennoch nicht entgehn;
 Denn du bist und bleibest schön.
 Doch willst du mehr Glanz und Schimmer,
 O, laß dich hinfort und immer
 Ohne schwarze Flecke sehn.

Von dieser Zeit an beginnt, wohl zunächst bei dem jungen Geschlechte, der Glaube an die verschönernde Kraft des Schminkeplästerchens zu wanken, bis sich dann gegen das Ende der siebziger Jahre die völlige Losfagung von dem Erbteil einer innerlich überwundenen Zeit vollzog. Doch ist die Musche nicht wie das Gemeine klanglos zum Orkus hinabgezogen. Bei ihrem Scheiden strahlt sie noch in dem Spätrot poetischer Verklärung. Wieland im „Neuen Amadis“ bringt ihr die letzte Huldigung (1773). Im zweiten Gesange wird die schöne Kollifichon geschildert. Auf die Nachricht von der Ankunft eines fremden Ritters hat sie sorgfältig ihre Reize durch die Künste des Putztisches erhöhht.

Ihr Spiegel, von lautem Entzücken der schlauen Zosen bekräftigt,
 Verspricht ihr den glänzendsten Sieg. Das goldne Stückchen erklingt,
 Und rauschend öffnen sich des Vorgezetteltes Flügel,
 Als mit dem letzten Blick in den Spiegel
 Die Dame noch etwas entdeckt. Ihr Götter! Vor Schrecken entseelt
 Fliegt sie dem Putztisch zu. Was ist's? O Himmel, das Siegel
 Von ihrem Triumph — noch eine Musche fehlt.
 Dank sey den Göttern, sie sitzt, die siegverheißende Musche,
 Und hinter ihr lauert, wie ein Faun in einem dunkeln Busche,
 Ein schelmischer Amor versteckt. Nun ist's um den Fremden gesehn,
 Zehn Feen können ihn nicht von dieser Schlinge erretten.

Als Wieland in den neunziger Jahren das Gedicht in neuer Bearbeitung in die Gesamtausgabe seiner Werke aufnahm, wurde die Erwähnung der Musche schon als Archaismus empfunden. Der Dichter selbst hielt eine Erklärung für notwendig und bemerkt dazu: „Die Stelle, die vor fünfundzwanzig Jahren noch Wahrheit hatte und wenigstens noch allgemein verständlich war, hat jetzt, da die Muschen oder Schminkeplästerchen (deren kluger Gebrauch ehemals einen beträchtlichen Artikel der praktischen Damenphilosophie ausmachte) wenigstens als offensive Waffen gänzlich von den Putztischen verschwunden sind, für unfre jungen Leserinnen eine Erklärung nötig.“ Das Geschlecht, das sich für den Götz begeisterte, mit Werther Thränen vergoß, dem Naturevangelium Rousseaus gläubig lauschte und den Räubern zujubelte, hatte von seiner Stirn das Zeichen langer Knechtschaft und Unmatur entfernt. In der „Campagne in Frankreich“ hat Goethe, dessen Jugendwerke an dieser Wandlung wesentlichen Anteil hatten, und der sich auch in diesem Sinne „Befreier der Deutschen“ nennen durfte, als historischer Zeuge diesen Wechsel der Denkweise seiner Zeit

geschildert. „Zum einfältigen Wahren wollte man in allem zurückkehren. Schnürbrust und Absatz verschwanden, der Puder zerstob, die Haare fielen in natürlichen Locken.“ Diese mächtige Bewegung mußte auch die in ihrem Ansehen gesunkene Musee hinwegfegen wie der Novembersturm das dürre Blatt des Waldes. „Verehere, was du verfolgst; verfolge, was du vereherst“ war der Tauffpruch des neuen Geschlechts.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Osterzensuren. Im sechsten Hefte der Grenzboten hat wieder einmal ein Schülervater seinem gepreßten Herzen Luft gemacht; er hat sich bitter darüber beklagt, daß bei den Befetzungen an unsern höhern Schulen zu viel Gewicht auf die schriftlichen Arbeiten gelegt würde, die sonstigen Leistungen und die ganze geistige Begabung des Schülers zu wenig berücksichtigt würden; die Entscheidung würde zu äußerlich nach dem im Laufe des Schuljahres in den Notizbüchern der Lehrer entstandenen Zifferwerke getroffen.

In der vorletzten Nummer der Grenzboten kommt nun ein Lehrer und bestrittet diese Behauptungen mit großer Entschiedenheit; der Verfasser jener Beschwerden kenne die Verhältnisse nicht, könne sie gar nicht kennen, da er eben nicht Lehrer sei, er habe sich jedenfalls nur von seinem „Herrn Sohn“ etwas zutragen lassen; von allen seinen Behauptungen sei genau das Gegenteil der Fall.

Wie gewöhnlich, so wird wohl auch hier das Richtige in der Mitte liegen. Jeder von beiden — der Vater wie der Lehrer — hat seine persönlichen Erfahrungen etwas kühn verallgemeinert, der eine behauptet zu viel, der andre will zu wenig zugeben. Möge also noch einem Dritten das Wort vergönnt sein, der lange genug Schüler und — Lehrer gewesen ist, um zu wissen, wies zugeht, aber auch lange genug in andern Wirkungskreisen gestanden hat, um die Dinge auch noch von einem etwas andern Standpunkte als dem des Lehrers ansehen zu können, was übrigens schon während seiner Lehrzeit sein stetes Bemühen war, ihn damals freilich etwas in den Geruch der Kezerei brachte.

Daß es im Lehrerberufe, wie in jedem andern höhern Berufe, ich will gar nicht sagen geistvolle und geistlose, aber einsichtige und weniger einsichtige, freiere und beschränktere Köpfe giebt, das wird wohl auch der Verfasser der Erwiderung nicht leugnen wollen. Oder sollte er in seiner Lehreraufbahn immer nur mit Männern der erstern Art in Berührung gekommen sein? Dann wäre er und die Schulen, wo das geschehen wäre, im höchsten Grade glücklich zu preisen. Ich glaube nicht recht daran. Daß unsre Sprache gern alle engherzig pedantische Behandlung einer Sache mit den Wörtern „schulmeistern, Schulmeisterei, schulmeisterhaft“ bezeichnet, spricht nicht gerade dafür, daß der Lehrerstand aus lauter Geistern